

und war einige Jahre lang in Deutschland an verschiedenen großen Theatern engagiert. Er spielte Tasso, Leonore oder Mercurio. Seine Lebensrolle fand er allerdings erst am Berliner Schillertheater – die des Theatermanagers. Von einem Tag auf den anderen übernahm er 1987 den Posten des künstlerischen Direktors. Ein halbes Jahr habe er den Theaterleiter mehr gespielt als gelebt, dann habe er begriffen, wie sehr ihm dieser Beruf entspricht.

Was macht ihn zu einem guten Intendanten? „Mein psychologisches Talent, eine gute Balance zwischen Intellekt und Intuition, gute Nerven und dass ich wirklich liebe, was Schauspieler und Sänger, Regisseure und Dirigenten tun.“

Er sei ein Verführer, sagt Bachler. Alle Künstler, mit denen er am Burgtheater gearbeitet hat, und auch alle, die er für München verpflichten möchte, würden auch von anderen bedeutenden Häusern umworben. Er müsse sie eben dazu verführen, ausgerechnet an sein Theater zu kommen.

Und wen lockt er nach München? Für Namen sei es zu früh, Bachler flüchtet sich in Grundsatzserklärungen. Das Musiktheater, sagt er, stehe vor einer Wende. Die großen Opernhäuser wie die Scala in Mailand, die Met in New York oder die Wiener Staatsoper seien nur noch „Mausoleen“ – Abspielstätten für „konzertante Aufführungen in Kostüm und Maske mit leichtem Auf- und Abgehen“.

Ebenso überholt kommt Bachler auch das lange Zeit populäre „Bildtheater“ vor, in dem nicht die Geschichte, sondern die Optik die Aufführung dominiert. Er will wieder zurück zum szenischen Erzählen, zu großen Operngefühlen wie Liebe, Hass und Leidenschaft. „Ich möchte wieder da anknüpfen“, verspricht Bachler, „wo Walter Felsenstein und Günther Rennert, die großen Erneuerer der Opernregie nach dem Krieg, aufgehört haben.“

Zudem will er das klassizistische Traditionshaus künftig mit „einem sinnlichen mediterranen Sound“ erfüllen. „Im übertragenen Sinne katholischer“, als es der jetzige Hausherr, Sir Peter, mit seinem „eher protestantischen“ Stil bisher geführt habe. Natürlich sei die Staatsoper die sympathische „Verkörperung des Größenwahns“. „Als das Haus mit seinen 2000 Plätzen 1818 gebaut wurde, lebten gerade mal 54 000 Menschen in München“, sagt Bachler. „Eine Gesellschaft, die so sehr nach Effizienz strebt wie die unsrige, braucht als Gegengewicht erst recht die Maßlosigkeit und das Pathos der Oper.“

Das besondere Pathos des Münchner Hauses ist Bachler durchaus vertraut. Ende der achtziger Jahre stand er in der winzigen Sprechrolle des Samiel in Webers romantischer Oper „Der Freischütz“ auf der Bühne. Einer seiner wenigen Sätze klang wie magische Prophetie: „Hier bin ich.“

JOACHIM KRONSEIN, CLAUDIA VOIGT

LITERATUR

## Ganz verrückt nach Ada

Der Arzt und Autor Jens Petersen erzählt in seinem Debütroman „Die Haushälterin“ eine alte Geschichte neu: die der ersten Liebe – mit väterlicher Konkurrenz.

**E**igentlich hat sich der Junge schon für eine andere unter den Bewerberinnen entschieden, doch dann taucht am Abend noch diese junge hübsche Polin auf. „Ich komme wegen der Anzeige“, sagt sie. „Mein Name ist Ada.“

Und plötzlich ist alles anders. Der Schüler, 16 Jahre alt, der für sich und seinen Vater eine Putzfrau und Köchin sucht, der eigenständig in der Zeitung ein Inserat aufgegeben und schon mit mehreren Frauen lässig über Arbeitszeiten und Stundenlöhne verhandelt hat, steht verlegen vor Ada wie vor einem Gemälde: „Ihr Lächeln, der helle Punkt im Auge, ihr schwarzes Haar, hochgehalten von einer roten Spange.“ Und er muss sich eingestehen: „Nun kam ich mir vor wie ein Kind.“

Der Vater liegt im Krankenhaus. Er, der 20 Jahre lang für einen Energiekonzern die Kernkraftwerke in der Umgebung von Hamburg überprüft hat, ist seit längerem arbeitslos und nach reichlich Alkoholgenuss die Kellertreppe hinabgestürzt. Seine Frau, die Mutter des Ich-Erzählers, lebt schon lange nicht mehr. Die beiden Männer haben es sich mehr recht als schlecht miteinander eingerichtet. Bis Ada kommt und die Karten neu mischt.

Es ist eine alte Geschichte, die der in München lebende Arzt und Autor Jens Petersen, 29, in seinem ersten Roman „Die Haushälterin“ noch einmal ganz anders erzählt\*. „Erste Liebe“ nannte Turgenjew (1818 bis 1883) seine 1860 veröffentlichte berühmte Erzählung, in der ein unbedarfter Jüngling, 16 Jahre alt, zu spät erkennt, dass das Mädchen, das er anheimelt, die heimliche Geliebte des eigenen Vaters ist.

Petersen ist nicht der erste Autor, der sich des Stoffes erneut angenommen hat: Der US-Schriftsteller Charles Simmons verlegte die im Russland des 19. Jahrhunderts spielende Geschichte in einem Roman („Salzwasser“, 1998) in die Gegenwart und auf eine Insel vor der ameri-

\* Jens Petersen: „Die Haushälterin“. Deutsche Verlags-Anstalt, München; 176 Seiten; 17,90 Euro.



Erzähler Petersen

„Gefühle als Rätsel mitteilen“



kanischen Ostküste, ein deutscher Fernsehfilm („Erste Liebe“, 2004) in ein Nordsee-Fischerdorf.

Aber egal, für diese klassische Liebeskonstellation kann es kein Urheberrecht geben, es bleibt nur die entscheidende Frage: Wie ist es gemacht? Kann die Neufassung aus eigener Kraft bestehen? Petersen muss sich mit seinem Debüt jedenfalls nicht verstecken: Er versteht es, seinen Roman – wie so

oft in der aktuellen deutschen Literatur im Grunde eine längere Erzählung – von der ersten Seite an in Schwung zu setzen und mit vielen aberwitzigen, mitunter auch etwas degoutanten Details und Einfällen in Gang zu halten.

Die Geschichte spielt 1995. Ada aus Lublin ist 23 Jahre alt (zwei Jahre älter als die verführerische Sinaida bei Turgenjew), Studentin, Übersetzerin, und sie braucht Geld für die Familie daheim. Also legt sie los, putzt, räumt auf, kocht – und sie verwirrt den Jungen, indem sie ihm das Du anbietet, mit ihm schwimmen geht, ihn küsst.

Er zieht sich den besten Pullover seines Vaters an („einen blauen ‚Paul & Shark‘ von Mey & Edlich am Jungfernstieg“) und versucht, schnell die Sprache erwachsener Liebender zu lernen: „Es schien eine Regel zu geben, die den Menschen vorschrieb, anderen ihre Gefühle als Rätsel mitzuteilen.“

Doch dann kommt der Vater nach Hause, und es entwickelt sich eine ganz neue Dynamik, die der Sohn nicht einordnen kann: Erst als der Alte das Mädchen schlägt (mit der Hand, nicht mit der Reitpeitsche à la Turgenjew) und Ada trotzdem nach einer Weile wiederkommt, sogar einzieht, muss der Knabe einsehen, dass er einen ernsthaften Konkurrenten hat. Und er weiß sich zu wehren, zumindest findet er eine Möglichkeit, um Ada zu helfen. Und da geht auch Jens Petersen einen ganz eigenen Weg.

VOLKER HAGE